

## Raumnutzung in Gebärdensprachen

Jörg Keller

Die zur Unterscheidung von lautsprachlichen Kommunikationskanälen in Sprechsituationen gängige Einteilung in verbale, paraverbale und nonverbale Anteile der Kommunikation gilt für Gebärdensprachen ebenso wie die gängige Unterscheidung zwischen deiktisch-situativen und verbalsymbolischen Mitteln der Kommunikation, die sich zwischen den Teilnehmenden einer Kommunikationssituation automatisch aufbaut, unabhängig davon, welche Anteile davon genutzt oder in einer Interaktion elaboriert werden.

Das in einer indirekten verbalen Aufforderung, wie: „*Die Tür ist offen!*“, gemeinte und dazu zu identifizierende Diskursobjekt, also <die spezifische Tür, durch die der/die Angesprochene eingetreten ist>, lässt sich situativ identifizieren, weil wir das Hier, Jetzt und Ich als Default-Kontext für anwesende Gesprächspartner automatisch aufbauen. Der spezifische Artikel wie auch das Präsens wären ansonsten kaum als Träger einer bestimmten Illokution (nämlich die identifizierte Tür zu schliessen) angebracht. Wohl drückt eine Änderung an einem dieser Parameter des Sprechakts eine andere Sprecherabsicht aus (bei Präteritum, die identifizierte Tür offen zu lassen) und wohl erhält die Äusserung durch die para- und nonverbale Ausführungsart weitere Deutungshinweise für den Adressaten; das zu identifizierende Objekt aber bleibt gleich.

In Gebärdensprachen verhält es sich diesbezüglich nicht anders. Allerdings entfällt das akustische Medium, sodass verbale und paraverbale Elemente ebenfalls über Hände, Mimik, Kopf, Körper als Artikulationsträger kodiert werden müssen. Diese werden so zu Informationsträgern mit Mehrfachfunktion: Eine Gebärde, ein Kopfnicken etc. sind also einerseits linguistische, verbale Zeichen; die Amplitude des Gebärdens, die Art eines Nickens, die Ausführungsgeschwindigkeit etc. können andererseits paraverbale Merkmale kodieren; und ausserdem können eine Geste, ein Kopfnicken, eine Mimik auch nonverbale Zeichen sein. Dies erschwert die Beschreibung von Gebärdensprachen und ist – neben psycholinguistischen Verarbeitungseinflüssen und pragmatischen Kontexteinflüssen – ein weiterer wichtiger Grund für manche Missverständnisse über ihre Natur oder für die unterschiedliche Einschätzung beobachtbarer Phänomene.

Mein Vortrag wird sich auf die systematischen, verbalen Aspekte der Raumnutzung beschränken. Ich werde auf die Schnittstelle zwischen nicht-linguistischer (räumlich-konzeptueller) und linguistischer (diskursgrammatischer und grammatischer) Verarbeitung eingehen, den für das Gebärden genutzten Raum sowie die möglich Raumperspektiven beschreiben, die grundlegenden Mittel zur automatischen und sprachlichen Etablierung von und Bezugnahme auf Diskursreferenten aufzeigen (durch Pro-Formen, Verben, Adjektive, Klassifikatoren) und ihre Nutzung in gebärdensprachlichen Äusserungen gemäss dem Prinzip der Raumquantifikation ansprechen (z. B. in produktiven Gebärdenneubildungen sowie in einer unmarkierten vs. non-manuell markierten Serialisierung von Konstituenten).

Basically, there are no significant differences in the means of face-to-face communication in signed and spoken languages. The drop out of the acoustic channel for deaf does, however, not simply imply a modality difference, but also a complication for a proper analysis due to the higher information load of the used modalities. My presentation will focus on the systematics of identification, placement, and recall of discourse referents used in verbal interactions; I will introduce the signing space, perspectives and strategies for spatial interpretation used by signers; and I will address the principle of spatial quantification that underlies productive morpho-syntax and the “unmarked” serialization of constituents.